

Agnieszka Pufelska

# Die schwer erkämpfte Befreiung aus der Unmündigkeit

## Bildungswege von Frauen im 18. Jahrhundert

**Zusammenfassung:** In der Zeit der Aufklärung unterlagen Frauen Inklusions- und Exklusionsmechanismen, die mit antiemancipatorischen Argumenten legitimiert wurden. Das aufklärerische Ideal der autonomen, selbstbestimmten Persönlichkeit galt nur für Männer. Diese patriarchalische Haltung hat wesentlich dazu beigetragen, dass Frauen von höheren Bildungseinrichtungen ausgeschlossen und in die private Sphäre verbannt wurden. Wollten Frauen ihr elementares Wissen vertiefen, mussten sie es autodidaktisch tun. Die Kategorien ‚Geschlecht‘ und ‚Schicht‘ prägten dabei entscheidend den Bildungsprozess von Frauen, bestimmten die weibliche Partizipation am Wissen und an der Bildung auf institutioneller und informeller Ebene. Vor diesem gesellschaftskritischen Hintergrund beschäftigt sich der Aufsatz anhand von drei Beispielen aus Polen mit folgenden Fragen: Wie eigneten sich Frauen das Wissen in einer Zeit an, in der ihnen der Zugang zu Bildungsinstitutionen verwehrt war? Welche Wege zum Wissen haben sie beschritten? Und schließlich: Welche Möglichkeiten hat ihnen dieses autodidaktische Wissen eröffnet und/oder verschlossen?

**Schlagwörter:** Frauenbild der Aufklärung; Selbstbildung; Patriarchat; informelle Wissenszugänge; geschlechts- und schichtspezifische Bildungswege

**Abstract:** At the time of the Enlightenment, women were subjected to mechanisms of inclusion and exclusion which were legitimated by anti-emancipatory arguments. The Enlightenment ideal of the autonomous, self-determined personality only applied to men. This patriarchal attitude played an important role in excluding women from higher education institutions and in expelling them into the private sphere, meaning that if women wanted to deepen their basic knowledge they had to do it autodidactically. As a result, the categories of ‘gender’ and ‘class’ decisively shaped the educational process of women; determining female participation in knowledge and education at both the institutional and the informal level. Against this socially critical background, and based on three examples from Poland, this article considers the following questions: How did women acquire knowledge at a time when their access to educational institutions was denied? What paths to knowledge did they choose? Finally, what possibilities did this autodidactic education serve to open up and/or shut down?

**Keywords:** Enlightenment image of women; self-education; patriarchy; informal access to knowledge; gender- and class-specific educational pathways

---

Agnieszka Pufelska, PD Dr., Nordost-Institut (IKGN e. V.) an der Universität Hamburg Lüneburg, Lindenstraße 31, 31225 Lüneburg, a.pufelska@ikgn.de

## Die aufgeklärten Geschlechtergrenzen

In der Zeit der Aufklärung stellte das Lesen ein Grundmotiv der europäischen Malerei dar. Dabei ist nicht zu übersehen, dass die Ikonographie der ‚Lesebilder‘ durch eine binäre Stereotypie gekennzeichnet war, die zwischen männlicher und weiblicher Lektüre unterschied.<sup>1</sup> Während die männlichen Lesebilder zumeist Verstand, Gelehrsamkeit oder Fleiß symbolisierten, wurden lesende Frauen in visuellen Darstellungen mit Sinnlichkeit, Herz, Sentimentalität oder überschwänglicher Emotionalität in Verbindung gebracht. Als Paradebeispiel kann an dieser Stelle das um 1760 entstandene Bild *La Lecture* des französischen Malers Pierre-Antoine Baudouin dienen (s. Abb. 1). Dargestellt ist eine junge Frau, die in stark erotisierter Pose schlaff in einem Sessel sitzt. Das Buch ist ihr aus der Hand geglitten, hin zu anderen Gegenständen weiblichen Vergnügens: Schoßhund und Laute. Die geschlossene Tür des Zimmers und der aufgestellte Paravent schirmen die Verträumte gegen die Außenwelt ab. Gelehrsamkeit, versinnbildlicht durch große Folianten, die verlassen auf dem Tisch liegen oder an der Wand lehnen, interessiert sie nicht. Ihr verträumter Blick verrät, dass sie nur ungestört in die Welt ihres Romans eintauchen möchte.

Die bekundete Assoziation ist eindeutig: Eine lesende Frau ist Inbegriff vonträgem Müßiggang, sinnlichem Vergnügen und heimlicher Intimität. Das weibliche Lesen oder die weibliche Lektüre haben wenig mit Aufklärung oder Vernunft zu tun, Frauen lesen vielmehr ohne Verstand, dafür aber mit viel Sinnlichkeit. Die Attribute der Bildung und Gelehrsamkeit werden in den Hintergrund gedrängt und die lesende Frau zum erotischen Objekt transformiert. Nicht nur die Frauenlektüre wird durch diese Sexualisierung des lesenden weiblichen Körpers diskreditiert, sondern auch die Rolle der Frau als emotionales und empfindliches Wesen deutlich hervorgehoben.

Baudouins Rollenerwartung war zeittypisch. Im Gegensatz zu den Männern unterlagen die Frauen innerhalb des aufgeklärten vernunftgeleiteten Postulats Inklusions- und Exklusionsmechanismen, die zwar neu definiert, aber mit alten, meist antiemanzipatorischen Argumenten legitimiert wurden. Die Rolle der Frau wurde in erster Linie in ihrer Funktion als einfühlsame Ergänzung des Mannes gesehen; die weibliche Individualität und das weibliche Autonomiestreben blieben hingegen weitestgehend unberücksichtigt. Eine emanzipatorische Entwicklung für Frauen wurde nicht zugelassen. Der seit dem 17. Jahrhundert geführte Diskurs um die Rationalität des weiblichen Verstandes und die damit verbundene Forderung nach dessen Bildung ließen ab der Mitte des 18. Jahrhunderts deutlich nach. Das weibliche Geschlecht wurde immer

---

<sup>1</sup> Vgl. Jutta Assel, Georg Jäger: Zur Ikonographie des Lesens. Darstellungen von Leser(innen) und des Lesens im Bild, in: Bodo Franzmann, Klaus Hasemann, Dietrich Löffler, Erich Schön (Hg.): Handbuch Lesen. München 1999, S. 638 – 675, hier S. 669; Günther Stocker: Vom Bücherlesen. Zur Darstellung des Lesens in der deutschsprachigen Literatur seit 1945. Wien 2007, S. 356.



**Abb. 1:** Pierre Antoine Baudouin: *La Lecture*. Ca. 1765. Gouache. 29 x 23,5 cm (Musée des Arts Décoratifs, Paris / akg-images / Photo: Jean Tholance).

stärker als ‚gefühlvolles Seelchen‘ idealisiert und domestiziert.<sup>2</sup> Am deutlichsten brachte dies Fichte auf den Punkt, als er in seiner *Grundlage des Naturrechts* (1796) die Polarisierung der Geschlechtscharaktere deduzierte und für die idealtypische Bestimmung der Frau konstatierte:

Das Weib sieht nicht weiter, und ihre Natur geht nicht weiter, als bis zur Liebe: sonach ist sie nur so weit. [...] Ihre eigene Würde beruht darauf, das sie ganz, sowie sie lebt und ist, ihres Mannes sey, und sich ohne Vorbehalt an ihn und in ihm verloren habe.<sup>3</sup>

Die von Fichte festgeschriebene und von vielen seiner Zeitgenossen wiederholt formulierte Unmündigkeit der Frau war keineswegs nur ein imaginiertes Weiblichkeitideal, sondern „ein zwingend gedachtes anthropologisches Muster wie auch eine (philosophische) Beschreibung der realen gesellschaftlichen Verhältnisse“, resümiert

---

<sup>2</sup> Vgl. mehr dazu bei Christiane Brokmann-Nooren: Weibliche Bildung im 18. Jahrhundert: „gelehrtes Frauenzimmer“ und „gesellige Gattin“. Oldenburg 1994.

<sup>3</sup> Johann Gottlieb Fichte: *Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre*, in: Johann Gottlieb Fichte's sämmtliche Werke. Hg. v. I[manuel] H[ermann] Fichte. Bd. 3: Zur Rechts- und Sittenlehre. Leipzig 1845, S. 1–385, hier S. 311f.

Barbara Becker-Cantarino.<sup>4</sup> Gesellschaftlich forcierte patriarchalische und autokratische Ordnungsprinzipien verorteten die Frau in der häuslichen Sphäre. Ihre ausschließliche Bestimmung war es, Gattin, Mutter und Hausfrau zu sein. Das aufklärerische Ideal der autonomen, selbstbestimmten Persönlichkeit galt nur für Männer. Allerdings wurde der Ausschluss der Frauen von (bürgerlichen) Rechten, ja ihre gesellschaftliche Zweitrangigkeit in der aufgeklärten Rationalität nicht mehr mit der gottgewollten Ordnung legitimiert, sondern auf die spezifische ‚Natur‘ des weiblichen Geschlechts zurückgeführt. Der innovative Analytiker der menschlichen Natur Jean-Jacques Rousseau wies darauf in seinem populären Erziehungsroman *Émile ou De l'éducation* von 1762 hin. Als der Protagonist Émile ins heiratsfähige Alter kommt, lässt Rousseau im fünften Kapitel seines Bestsellers Sophie als ideale Lebensgefährtin auftreten. Unter Berufung auf die biologischen Anlagen des weiblichen Geschlechts dominieren bei ihr häusliche und private Tugenden wie Sanftmut, Bescheidenheit und Mütterlichkeit. Ihre intellektuellen Fähigkeiten werden hingegen als beschränkt und nicht förderungswürdig eingeschätzt. Das abstrakte Denken ist dem Mann vorbehalten:

Toutes les réflexions des femmes, en ce qui ne tient pas immédiatement à leurs devoirs, doivent tendre à l'étude des hommes ou aux connaissances agréables qui n'ont que le goût pour objet; car, quant aux ouvrages de génie, ils passent leur portée.<sup>5</sup>

Ähnlich wie Rousseau suchte auch Immanuel Kant den Legitimationsort seiner geschlechterspezifischen Rollenerwartung in der Natur. Seine berühmten Kategorien des Schönen und Erhabenen wendet er auf die Physis, die Vernunft und die Tugend an, um letztendlich eine Geschlechtergrenze zu ziehen und das Schöne vom Erhabenen, das ‚Weibliche‘ vom ‚Männlichen‘ abzuheben, wobei das Schöne der Frau in den Dienst des Mannes gestellt werden soll.<sup>6</sup> Es erhebt ihn, es fördert seine Vernunftentwicklung. Für diese tugendhafte Hingabe braucht die Frau auch keine „abstracten Spekulationen oder Kenntnisse“, die vollkommen unnötig für sie seien und sie nur in ihren „teilnehmenden Empfindungen“ stören würden.<sup>7</sup> Um Frauen vom

<sup>4</sup> Barbara Becker-Cantarino: Der lange Weg zur Mündigkeit: Frau und Literatur (1500 – 1800). Stuttgart 1987, S. 342.

<sup>5</sup> Jean-Jacques Rousseau: Œuvres complètes. Bd. 5: *Émile ou de l'éducation*. Bd. 3. Paris 1828, S. 77. „Alle Reflexionen der Frauen über das, was nicht unmittelbar mit ihren Pflichten zusammenhängt, sollen auf das Studium der Männer zielen oder auf angenehme Erkenntnisse, deren Gegenstand nur das Geschmackvolle ist; denn was die Werke des Geistes anbetrifft, so übersteigen sie ihr Fassungsvermögen.“ (Jean-Jacques Rousseau: Emil oder Über die Erziehung. Übers. v. Eleonore Sckommodau. Stuttgart 1963, S. 775).

<sup>6</sup> Vgl. ausführlicher dazu: Yvonne Piesker: Die Diskurse zur höheren Mädchen- und Frauenbildung in Deutschland und Russland. Vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zu den Anfängen des Frauenstudiums. Berlin 2006, S. 41f.

<sup>7</sup> Immanuel Kant: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. In: Ders.: Werke in zehn Bänden. Hg. v. Wilhelm Weischedel. Bd. 2: Vorkritische Schriften bis 1768. Teil 2. Sonderausgabe. Darmstadt 1983, S. 821–884, hier S. 851f.

ernsthaften Wissenserwerb abzuhalten, weist Kant darauf hin, was den weiblichen „schönen Verstand“ ausmacht:

Zur Schönheit aller Handlungen gehört vornehmlich, dass sie Leichtigkeit an sich zeigen und ohne peinliche Bemühung scheinen vollzogen zu werden [...]. Tiefes Nachsinnen und eine lange fortgesetzte Betrachtung sind edel aber schwer, und schicken sich nicht wohl für eine Person, bei der die ungezwungenen Reize nichts anders als eine schöne Natur zeigen sollen. Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigentümlich sind, und können dieselbe wohl um der Seltenheit willen zum Gegenstande einer kalten Bewunderung machen, aber sie werden zugleich die Reize schwächen, wodurch sie ihre große Gewalt über das andere Geschlecht ausüben.<sup>8</sup>

## Frauenbildung zwischen Ausschluss und Selbsthilfe

Es sind Positionen wie die von Fichte, Kant und Rousseau, welche die Wege und Möglichkeiten der Frauenbildung in der Zeit der Aufklärung beeinflussten. Die Strahlkraft des aufgeklärten Entwurfs von Weiblichkeit hat wesentlich dazu beigetragen, dass Frauen von Bürgerrechten, höheren Bildungseinrichtungen, letztlich aus der Öffentlichkeit ausgeschlossen und in die private Sphäre verbannt wurden. Das nahezu ausschließlich private Bildungssystem für Frauen basierte auf einer vornehmlich ästhetisch-sprachlichen Erziehung.<sup>9</sup> Wollten Frauen ihr elementares Wissen vertiefen oder spezielle Kenntnisse erwerben, mussten sie die gesellschaftlichen und kulturellen Bestimmungsfaktoren überwinden, denen sie unterworfen waren. Vor diesem Hintergrund lässt sich die Frauenbildung des 18. Jahrhunderts nicht alleine auf die Spezifität der aufgeklärten Rationalität zurückführen. Sie wurde ebenfalls durch gesellschaftliche Bedingungen dieser Zeit konstituiert und determiniert.

Trotz aller soziokulturellen Widrigkeiten und patriarchalischen Weiblichkeitsentwürfe haben viele Frauen den Mut zum „selbsteigenen Vernunftgebrauch“, um im Kantischen Vokabular zu bleiben, bewiesen. Man(n) bezeichnete sie dann als ‚gelehrtes Frauenzimmer‘, als ‚femme savante‘ oder ‚scientific lady‘.<sup>10</sup> Wenn man allerdings bedenkt, dass in der Zeit der Aufklärung Frauen der Zugang zu den höheren, wissenschaftlichen (Bildungs-)Institutionen verwehrt war und man allgemein von ihrer Unbildung sprach, dann erscheint es nicht abwegig, die gebildeten und wissbegierigen Frauen der Aufklärung als Autodidaktinnen zu betrachten. Das ‚gelehrte Frauenzimmer‘ war generell und jahrhundertelang ein ‚autodidaktisches Frauenzimmer‘, was zunächst und zumeist auf die patriarchalische Struktur der damaligen Gesellschaft zurückzuführen ist. Der Bildungsprozess der Frauen vollzog sich somit im

---

<sup>8</sup> Ebd., S. 852.

<sup>9</sup> Vgl. Piesker, Die Diskurse (wie Anm. 6), S. 11.

<sup>10</sup> Vgl. Patricia Phillips: The Scientific Lady: A Social History of Women's Scientific Interests, 1520 – 1918. London 1990.

Spannungsfeld zwischen Ausschluss und Selbsthilfe mit je unterschiedlicher Ausprägung.

Das Besondere im Falle der Frauenbildung ist nun, dass dieses Spannungsfeld es unmöglich macht, die aufgeklärten Autodidaktinnen in ‚Idealistinnen‘ und ‚Materialistinnen‘ aufzuteilen, d.h. in solche, die aus der Vorstellung von einer unbegrenzten Perfektibilität, also der Fähigkeit zur Vervollkommnung des Menschen, ihre Lernmotivationen schöpften, und in solche, die aus Pragmatismus, Prestige oder Notwendigkeit ihren Bildungsweg beschritten. Gerade, weil sich diese beiden Gruppen im Fall der weiblichen Gelehrten kaum voneinander trennen lassen, ist es notwendig, auf die gesellschaftliche Seite der Bildungsvorstellungen und -möglichkeiten zu verweisen und zu zeigen, dass das weibliche Selbstlernen in der Zeit der Aufklärung sehr häufig fremdbestimmt war.

Forschungskategorien, die diese gesellschaftlichen Verhältnisse implizieren, sind ‚Geschlecht‘ und ‚Schichtzugehörigkeit‘. Der Zugang zur damaligen Gelehrten- und Wissenschaftskultur variierte je nach Schicht – hier behaupteten die adligen oder hochadligen Frauen gegenüber ihren bürgerlichen Zeitgenossinnen eine unangefochtene, privilegierte Stellung. Beim Bildungserwerb waren die ständischen Unterschiede dagegen weniger entscheidend. Das Geschlecht verband Autodidaktinnen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten und band sie zugleich an die historisch wirksamen Geschlechterstereotype. Diese Wahrnehmungsperspektive bestimmte dann den wertenden Blick der Umgebung auf gelehrte und ambitionierte Frauen. Aber das Verhalten der Frauen selbst, sei es als Lernende oder als Lehrende, war ebenfalls von den sozialen und gesellschaftlichen Erwartungen an die Geschlechter beeinflusst und geprägt.<sup>11</sup> Die Kategorien ‚Geschlecht‘ und ‚Schicht‘ prägten daher den Bildungsprozess von Frauen, bestimmten die weibliche Partizipation am Wissen und an der Bildung auf institutioneller und informeller Ebene.

Es lässt sich allerdings fragen, ob sich auf der Basis dieser Kategorisierung auch schichtenübergreifende Merkmale der Frauenbildung feststellen lassen, die die strukturalistische und performative Aufteilung in ‚bürgerlich‘ und ‚adlig‘ durchbrechen und verstärkt den Handlungskontext der einzelnen Frauen berücksichtigen. Deutlicher ausgedrückt: Der Stand kann nicht als der einzige Indikator für das wissenschaftliche Lernen, Lehren und Arbeiten herangezogen werden, denn er vermittelt keine Dynamik der historischen Zusammenhänge und bestimmter Lebensumstände, mit denen Frauen konfrontiert waren. Um diesem verkürzten Pauschalurteil zu entkommen, müssen ihre Bildungswege und Wissenszugänge als dynamische Konzepte aufgezeigt und mit differenzierender Begrifflichkeit charakterisiert werden. Das setzt allerdings ein Narrativ voraus, das nicht primär von Ereignissen oder Strukturen (Ständeunterschiede) im Sinne sozialgeschichtlicher Ansätze ausgeht, sondern von den jeweils vorherrschenden gruppenspezifischen sowie individuellen Weltauffas-

---

<sup>11</sup> Vgl. Frauke Böttcher: Das mathematische und naturphilosophische Lernen und Arbeiten der Marquise du Châtelet (1706–1749). Berlin 2013, S. 3.

sungen und Lebenssituationen, in denen die Frauen, häufig situativ, auf Ereignisse und Strukturen reagierten. Im Folgenden werden solche Weltauffassungen und Lebenssituationen anhand von drei Beispielen aus Polen kurz skizziert und dabei eine – wenngleich nicht vollständige – Typologisierung von unterschiedlichen Bildungsmotivationen vorgeschlagen.

## Bildung aus Notwendigkeit

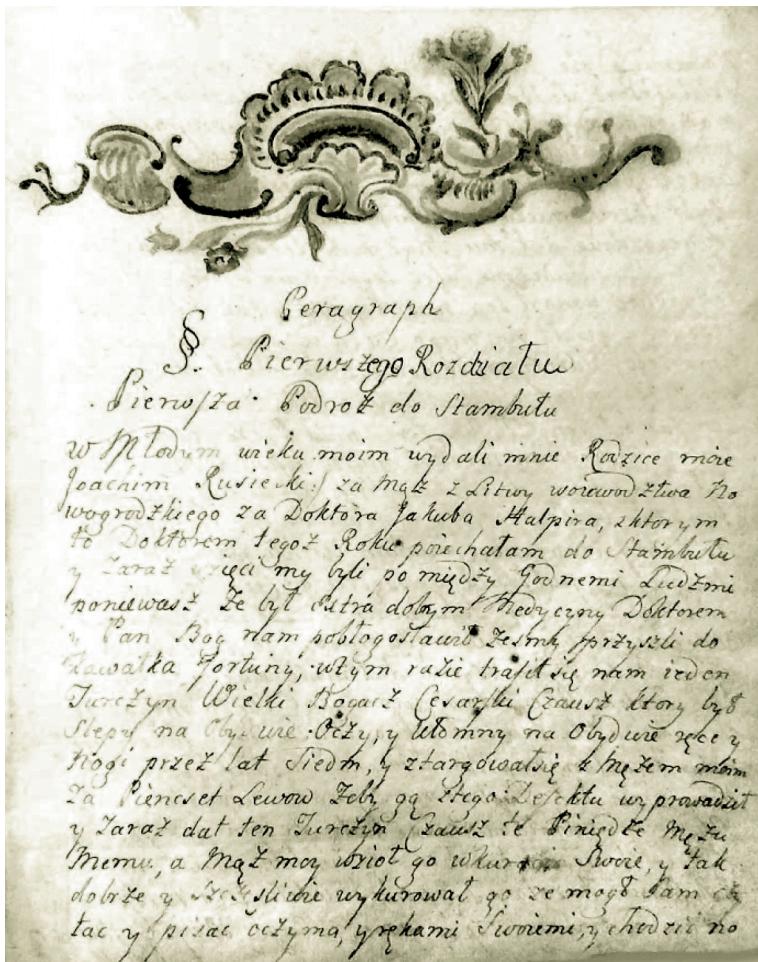
Die Lebensgeschichte von Regina Salomea Rusiecka (später Pilsztynowa) ist dank ihrer 1957 erstmals veröffentlichten Tagebücher bekannt geworden.<sup>12</sup> Die folgende Darstellung ihres Lebens stützt sich auf diesen Text, der private Erlebnisse, familiäre Vorkommnisse, Berichte aus Rusieckas beruflicher Lebenswelt und Schilderungen ihrer zahlreichen Reisen enthält.<sup>13</sup>

Diese außergewöhnliche Frau, die sich selbst als Doktorin der Medizin und Augenärztin bezeichnete und als erste Medizinerin in die polnische Geschichte eingegangen ist, war eine begnadete Autodidaktin. Ihr Lebens- und Bildungsweg kann als Illustration dafür dienen, dass Bildung niemals nur als Produkt einer Bildungsinstitution angesehen werden kann, sondern weit darüber hinausgeht und immer auch das ist, was das Individuum selbst aus sich, aus seinem Leben macht, welchen eigenen Lebensplan es verwirklicht. Gleichwohl bleibt zu betonen, dass es verfehlt wäre, die Bildungswege von Frauen im 18. Jahrhundert als gänzlich autonome Handlungen zu definieren. Rusieckas Beispiel zeigt deutlich, dass für finanziell schlecht situierte Frauen Bildung mehr als ein Instrument zur Selbstverwirklichung war; sie war vor allem eine Überlebensstrategie, die ihnen dazu verhalf, ihre eigene Existenz sowie die ihrer Familien zu sichern. Der Entschluss einzelner Frauen, sich Bildung selbst anzueignen, war somit nicht nur eine Frage des persönlichen Muts und der eigenen intellektuellen Energie, sondern auch der sozialen Notwendigkeit.

Geboren wurde Rusiecka 1718 in Litauen in einer streng katholischen, verarmten, aber vermutlich adligen Familie. Als Kind bekam sie eine elementare Ausbildung, die allerdings über Lesen und Schreiben und religiöse Unterweisung nicht hinausging. Damaligen Gepflogenheiten entsprechend wurde sie bereits im Alter von 14 Jahren mit

<sup>12</sup> Vgl. Salomea Regina Pilsztynowa z Rusieckich: Proceder podróży i życia mego awantur [Beschreibung meiner Reisen und meines Lebens Abenteuer]. Kraków 1957.

<sup>13</sup> Eine detaillierte Analyse von Rusieckas Tagebüchern liefert Mirosława Czarnecka: Dreifaches Grenzgängertum: Regina Salomea Pilsztyn geb. Rusiecka (1718–1760?) und ihre Autobiographie: Beschreibung meiner Reise und meines Lebens Abenteuer. In: Dies., Christa Ebert (Hg.): Kulturelle Identitäten im Wandel. Grenzgängertum als literarisches Phänomen. Berlin 2006, S. 41–52; Dies.: Zur Reise- und Lebensbeschreibung von Regina Salomea Pilsztyn geb. Rusiecka (1718–1760), einer polnischen Orientreisenden im Kontext der Kulturgeschichte der Frauenreisen im 18. Jahrhundert. In: Dies., Christa Ebert, Grażyna Barbara Szewczyk (Hg.): Der weibliche Blick auf den Orient. Reisebeschreibungen europäischer Frauen im Vergleich. Bern u.a. 2011, S. 13–30.



**Abb. 2:** Erste Seite des Tagebuchs von Regina Salomea Rusiecka (Biblioteka Książąt Czartoryskich Kraków / Wikimedia Commons, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Salomea\\_Pilsztynowa\\_p1.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Salomea_Pilsztynowa_p1.jpg). Salomée Halpir / CC BY-SA [<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>]).

dem Lutheraner Jakub Halpir verheiratet. Der deutlich ältere Ehemann war ein anerkannter Mediziner, der sich auf Augenheilkunde spezialisiert hatte. 1732, gleich nach der Hochzeit, verließen die frisch Vermählten Polen-Litauen Richtung Konstantinopel, wo Halpir als angesehener Arzt große Anerkennung gewann. Trotz Rusieckas lückenhafter Ausbildung und ihrer eher geringen Sachkenntnisse lernte sie von ihrem Ehemann schnell die Grundlagen der medizinischen Praxis und Theorie. Auch andere gelehrte Ärzte unterwiesen sie, so zum Beispiel ein befreundeter türkischer Augenarzt aus Hilla sowie ein italienischer Arzt, der Halpir behandelte, als er unter einer Muskelschwäche litt. Von dem anonymen italienischen Doktor lernte Rusiecka Rezepte zu schreiben, etwas Latein sowie einige weitere praktische Fertigkeiten. Er überließ ihr

auch einige einführende Medizinbücher. Konstantinopel erwies sich für Rusieckas medizinische Ausbildung von großem Vorteil. Hier konnte sie die Grundlagen der vor allem im Bereich der Augenheilkunde und Pharmakologie sehr fortschrittlichen arabischen Medizin kennenlernen.

Aus den erworbenen Kenntnissen musste Rusiecka alsbald Kapital schlagen, denn ihr Ehemann verließ sie und ihre gemeinsame Tochter bereits nach wenigen Jahren des Zusammenlebens. Als er bald danach starb, entschied sich die erst siebzehnjährige Witwe in seine Fußstapfen zu treten und selbst als Ärztin zu praktizieren. Dank ihrer erfolgreichen Behandlungen am türkischen Hof errang sie einen guten Ruf als Medizinerin, was ihr auch finanzielle Unabhängigkeit verschaffte. Der medizinische und materielle Erfolg bestärkte Rusiecka in ihrer Entscheidung, den eingeschlagenen Weg konsequent weiterzugehen. Europaweit praktizierte sie als Ärztin mit der Spezialisierung auf Augenheilkunde. Ihr eklektisches und offenbar eher intuitiv eingesetztes Wissen reichte aus, um nicht nur Angehörige der osmanischen Elite und des polnischen Adels, sondern auch Kinder des russischen Zaren zu behandeln. Während ihrer zahlreichen Reisen durch Russland, Polen, den Balkan, Österreich und Griechenland gelang es ihr immer wieder, ihre medizinischen Kenntnisse und Fertigkeiten erfolgreich anzuwenden. Ihre scheinbar unbegrenzte Reiselust und Geschäftstüchtigkeit – unter anderem handelte sie mit Rekruten – brachten sie bis nach Ägypten und Jerusalem. Überall konnte sie ihren Ruf als hervorragende Augenärztin ausbauen und verstärken. Nach mehreren Stationen ließ sie sich schließlich in Konstantinopel nieder, wo sie als Hofärztin praktizierte. Am Hof des Sultans Mustafa III. war sie für die medizinische Versorgung seines Harems zuständig und kümmerte sich auch um die Ehefrauen und Töchter der Notabeln des Sultans, die von einem Mann nicht behandelt werden durften. In Konstantinopel ist Rusiecka höchstwahrscheinlich auch gestorben.

Rusieckas 1760 verfasstes Tagebuch vermittelt das Bild einer umtriebigen Frau, die ihren eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen folgte. Sieht man von dem fehlenden literarischen Anspruch ab, den man von einer Person ihres Bildungsgrades auch schlecht erwarten konnte, stellen ihre Lebensgeschichten ein hervorragendes Selbstzeugnis einer Autodidaktin dar. Oft mischt sich in ihren Beschreibungen professionelle Krankenbehandlung mit Magie. Durch Unterweisung männlicher Ärzte und autodidaktische Bildung gewann sie ausreichend Selbstvertrauen, um als professionelle Medizinerin zu praktizieren. Gleichzeitig aber hörte Rusiecka nicht auf, an Wunder, Astrologie und Magie zu glauben und in ihrer Praxis auch volksmedizinische Methoden anzuwenden. Diese Mischung war zu ihrer Zeit allerdings keine Seltenheit. Erst im ausgehenden 18. Jahrhundert vollzog sich eine stärkere Trennung zwischen Volksmedizin und akademischer Schulmedizin.<sup>14</sup> Dennoch sah Rusiecka sich wie-

---

<sup>14</sup> Einen Einblick in die Debatte findet man in: Heinz Schott (Hg.): *Der sympathische Arzt. Texte zur Medizin im 18. Jahrhundert*. München 1998. Um die weitverbreitete Quacksalberei zu stoppen, wurde in manchen Gegenden des Reichs die medizinische Polizei ins Leben gerufen. Vgl. dazu Franz Anton May:

derholt mit dem Vorwurf mangelnden medizinischen Wissens konfrontiert. Der Streit zwischen gelehrteten und ungelehrten Medizinern hat zwar eine lange Tradition, wurde aber in der Regel nur unter Männern ausgetragen. Eine Frau, die als Ärztin ohne eine offizielle Approbation praktizierte, hohes Ansehen und einen hervorragenden Ruf genoss sowie Patienten aus elitären Hofkreisen behandelte, konnten die männlichen Fachkollegen offenbar nur schwer akzeptieren. Immer wieder wurde Rusiecka verleumdet, ihre Apotheke zerstört und die Ausführung ihrer Rezepte verhindert.

Dabei war die Kritik an Rusieckas Dilettantismus nicht ganz unberechtigt. In ihren Memoiren machte sie keinen Hehl daraus, dass sie die Medizin niemals nach einem systematischen Plan zu lernen beabsichtigt hatte, sondern dass sie mit ihrem höchst assoziativen Wissen bestens zurecht kam. Pierre Bourdieu hat in seinem Werk *La distinction* darauf hingewiesen, dass der Autodidakt sein Wissen oftmals ungebührlich betont. Er präsentiert es dort, wo er nicht darum gebeten wird, so dass sich sein Außenseiterstatus gerade im Bemühen um sein ‚Dazugehören‘ erweist.<sup>15</sup> Rusiecka kann als ein Beispiel gegen Bourdieus Phänomenologie des Autodidakten angeführt werden. Einen überschwänglichen Ehrgeiz oder entfesselten Selbstanspruch, die Reihen der professionellen Mediziner zu verstärken oder ihre vorhandenen Kenntnisse zu vertiefen, lassen sich bei ihr kaum erkennen. Wichtiger als das ‚Dazugehören‘ war für sie das ‚Daran-Verdienen‘. Rusieckas Drang nach Wissensvermehrung war vordergründig pekuniär motiviert, was auf ihre prekären Lebensverhältnisse zurückzuführen ist. Dass sie als mittellose und alleinstehende Frau den sozialen und beruflichen Aufstieg dennoch erreichte, lag hauptsächlich an ihrem Mut, das erworbene Wissen professionell und nutzbringend einzusetzen.

## Bildung aus Ehrgeiz<sup>16</sup>

In der Lebensgeschichte des preußischen Königs Friedrich II. gibt es nur wenige Frauen, über die er sich positiv geäußert hat. Eine dieser Ausnahmen stellt die polnische Gräfin Marianna Skórzewska dar. In dem innerpolnischen Konflikt am Ende der 1760er Jahre zwischen den Anhängern und Gegnern des regierenden Königs Stanisław August Poniatowski stellte sie sich auf die Seite des antiköniglichen Lagers und war bestrebt, den Preußenkönig für das Vorgehen der Opposition zu gewinnen. Die Sympathie Friedrichs II. gewann Skórzewska jedoch weniger aufgrund ihrer politischen Mission, sondern vor allem dank ihrer kulturellen und wissenschaftlichen Interessen. In einem Brief an Voltaire von 1767 lobte er ihren Ehrgeiz, mit den Berliner

---

Entwurf einer Gesetzgebung, über die wichtigsten Gegenstände der medizinischen Polizei, als Beitrag zu einem neuen Landrecht in der Pfalz. Mannheim 1802.

<sup>15</sup> Vgl. Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt/M. 1988, S. 148f.

<sup>16</sup> Dieser Abschnitt basiert wesentlich auf dem Kapitel „Gräfin Skórzewska: ein ‚Phänomen‘ am preußischen Hof“ in: Agnieszka Pufelska: *Der bessere Nachbar?: das polnische Preußenbild zwischen Politik und Kulturtransfer (1765 – 1795)*. Berlin-Boston 2017, S. 102 – 116.

Gelehrten in Kontakt treten zu wollen, pries ihre wissenschaftlichen Kenntnisse und staunte darüber, dass sie sich das alles selbst und ohne jede Beihilfe angeeignet hatte.<sup>17</sup>

Aber wer war diese nach Bildung strebende Frau, die zwischen den polnischen Oppositionellen und dem preußischen Monarchen vermittelte und den Zugang zur Berliner Gelehrtenrepublik suchte? Marianna Skórzewska wurde am 6. Dezember 1741 in eine alte und wohlhabende Adelsfamilie in der Nähe von Posen (Poznań) hineingeboren. Nach dem Abschluss der Mädchenschule des Karmeliter-Klosters wurde sie bereits mit 14 Jahren „für große Landgüter in die Ehe geschickt“.<sup>18</sup> Die Wahl fiel auf den fast 30 Jahre älteren und nicht minder wohlhabenden Grafen und General im polnischen Heer Franciszek Skórzewski. Die junge Generalsgattin entwickelte ihren Residenzort Margonin zu einem beliebten intellektuellen Treffpunkt, frequentiert von „Mathematikern, Schriftstellern und Ausländern, die sie an sich band, indem sie sie mit Gold bezahlte“.<sup>19</sup> Von kulturellen und wissenschaftlichen Interessen geleitet, legte sie mit großem Aufwand eine fast 330 Werke umfassende Privatbibliothek an, die unter anderem Schriften von Bacon, Locke, Leibniz, Newton, d’Alembert und Montesquieu enthielt.<sup>20</sup> Aus der einseitigen und kurzen Klosterausbildung resultierte ihr Mangel an systematischem Wissen, der ihr ständig schmerzlich bewusst gewesen sein musste. Durch die Lektüre der wissenschaftlichen Werke und Gespräche mit internationalen Gelehrten bildete sie sich selbstständig weiter und versuchte, ihre Wissenslücken – vor allem in der Physik – zu füllen. Schon bald hegte die aufgeklärte Gräfin aber größere Ambitionen. Dem intellektuellen Niveau der Provinz weit überlegen, bot Polen-Litauen mit seinen durch Männer dominierten Gelehrtenkreisen kaum Entwicklungsmöglichkeiten. In der Hoffnung, dass sie in Berlin bessere An-

<sup>17</sup> „Il y a ici une comtesse polonaise; elle se nomme Skorzeska c'est une espèce de phénomène. Cette femme a un amour décidé pour les lettres; elle a appris le latin, le grec, le français, l'italien et l'anglais; elle a lu tous les auteurs classiques de chaque langue, et les possède bien. L'âme d'un bénédicte réside dans son corps; avec cela, elle a beaucoup d'esprit, et n'a contre elle que la difficulté de s'exprimer en français, langue dont l'usage ne lui est pas encore aussi familier que l'intelligence. Avec pareille recommandation, vous jugerez si elle a été bien accueillie. Elle a de la suite dans la conversation, de la liaison dans les idées, et aucune des frivolités de son sexe. Ce qu'il y a d'étonnant, c'est qu'elle s'est formée elle-même, sans aucun secours. Voilà trois hivers qu'elle passe à Berlin avec les gens de lettres, en suivant ce penchant irrésistible qui l'entraîne.“ Friedrich an Voltaire. 20.02.1767. In: Œuvres de Frédéric le Grand. Hg. von Johann David Erdmann Preuß. Bd. 23. Berlin 1853, S. 138–141, hier S. 141.

<sup>18</sup> Józef Wybicki: Życie moje oraz Wspomnienie o Andrzej i Konstancji Zamoyskich [Mein Leben nebst Gedenkblättern an Andrzej und Konstantin Zamoyski]. Hg. v. Adam Mieczysław Skałkowski Kraków 1927, S. 34.

<sup>19</sup> Wirydianna Fiszerowa: Dzieje moje własne i osób postronnych. Wiązanka spraw poważnych, ciekawych i błahych [Meine und meiner Nächsten Geschichte. Ein Bündel an ernsthaften, interessanten und unwichtigen Angelegenheiten]. Warszawa 1998, S. 56.

<sup>20</sup> Vgl. Ryszard Nowicki: Skórzewscy właściwie dóbr Łabiszyńskich. Rola w życiu społeczno-politycznym wielkopolskiego ziemianstwa [Die Familie Skórzewski. Eigentümer der Łabiszyn-Ländereien und ihre Rolle in dem politisch-sozialen Leben der Grundbesitzer aus Großpolen]. Toruń 2002, S. 34.

sprechpartner finden würde, entschied sie sich, ihren wissenschaftlichen Interessen in der preußischen Hauptstadt weiter nachzugehen.

Bald wurde der Name der polnischen Gräfin „in Berlin allgemein bekannt“, wie ein Zeitgenosse resümierte: Während sie „beim Hof und unter den Gelehrten dank ihrer angenehmen Art und ihrer Talente geschätzt wurde, fiel sie in der Öffentlichkeit vor allem durch ihren prachtvollen Stil auf“.<sup>21</sup> In der preußischen Metropole nutzte Skórzewska ihre finanzielle Freiheit, um sich sowohl der gesellschaftlichen Zerstreuung (z.B. auf Bällen und Karnevalsfeiern) als auch ihren mathematischen und physikalischen Studien widmen zu können. Skórzewskas Anmut und Wissbegier wurden in der Berliner Gelehrtenrepublik gleichermaßen aufmerksam wahrgenommen, worauf nicht nur die zahlreichen privaten Kontakte hindeuten. Am 29. Januar 1767 wurde sie von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu ihren Feierlichkeiten anlässlich des Geburtstags Friedrichs II. eingeladen.<sup>22</sup> Und das blieb nicht die einzige Einladung der ansonsten eher frauenskeptischen Akademie, welche die gebildete Polin erhielt. Zwei Jahre später war sie ebenfalls anlässlich einer Feier zum Geburtstag des Königs „selbst dabei zugegen“, als in der Akademie ihre Abhandlung *Remarques sur l'origine des Polonais* vorgelesen wurde.<sup>23</sup> Als sich die „schöngeistige und gelehrte Gräfin Skórzewska“ jedoch um die Mitgliedschaft in der Akademie bemühte, wurde ihr „ein Sitz nicht eingeräumt“.<sup>24</sup>

Skórzewskas besonderes Wissenschaftsinteresse galt der Physik und Mathematik. So soll sie physikalische und ökonomische Abhandlungen verfasst und sie dann dem verehrten preußischen Monarchen gewidmet und geschickt haben.<sup>25</sup> Friedrich II. konnte mit ihren wissenschaftlichen Untersuchungen aber offenbar nicht viel anfangen, denn nur in einem von seinen zahlreichen Briefen an sie geht er auf ihre Forschungsarbeit kurz ein und bemerkt schmeichelhaft, dass Descartes oder Pierre Gassendi die Fragen nicht besser hätten beantworten können.<sup>26</sup> Welche Fragen Marianna Skórzewska während ihrer Berliner Aufenthalte im Einzelnen beschäftigten, erfährt man aus einem Schreiben des Hofmeisters von Holland:

---

<sup>21</sup> Wybicki, *Życie moje* (wie Anm. 18), S. 88.

<sup>22</sup> Mehr dazu in: Christian Friedrich Hempel: Helden-, Staats- und Lebens-Geschichte des aller-durchlauchtigsten, großmächtigsten Königs und Herrn Friedrichs des Andern. Bd. 9. Frankfurt-Leipzig 1770, S. 446.

<sup>23</sup> Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 28.01.1769.

<sup>24</sup> Adolf Harnack: Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1901, S. 280f.

<sup>25</sup> Vgl. Adam Skalkowski: Hr. Skórzewska a dwór Fryderyka II. [Gräfin Skórzewska und der Hof Friedrichs II.]. Poznań 1934, S. 16.

<sup>26</sup> Vgl. Friedrich II. an Marianna Skórzewska (undatiert), In: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin (GStA PK). Rep. 47 J: Brandenburgisch-Preußisches Hausarchiv. Nr. 542. K. 45.



**Abb. 3:** Marianna Skórzewska präsentiert Friedrich II. die Baupläne für den Bromberger Kanal. Relief im Schloss Lubostroń, dem Sitz des Sohnes der Skórzewska (Wikimedia Commons, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lubostroń\\_Castle\\_Relief2.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lubostroń_Castle_Relief2.jpg). Cronwood at pl.wikipedia / CC BY-SA [<http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/>]).

Die Gräfin Skorzecka hat mir letzthin das Problem aufgegeben, zu drei gegebenen Zirkeln einen vierten zu finden, der jene drei berührt. Ich habe zwar bereits die Auflösung davon gemacht. Die Rechnung ist aber entsetzlich mühsam gewesen und hat mich endlich auf eine bis zum Eckel zusammengesetzte biquadratische Gleichung geführt.<sup>27</sup>

Mit derselben Aufgabe wurde auch das von Holland adressierte Akademiemitglied Johann Heinrich Lambert von Skorzecka betraut. Seine Lösung des Problems, die er durch Anwendung der trigonometrischen Formel erhalten hatte, wies sie allerdings mit dem Argument zurück, dass ein anderer von ihr beauftragter Mathematiker die Aufgabe „besser“ gelöst hätte.<sup>28</sup> Die schroffe Antwort an „das erste Genie in

---

<sup>27</sup> Zit. nach: Die polnische Gräfin Skorzecka und die beiden Mathematiker Johann Heinrich Lambert und von Holland über die Aufgabe von der Beschreibung eines drei andere gegebene Kreise berührenden Kreises. In: Archiv der Mathematik und Physik mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten 28 (1857), S. 355–358, hier S. 355.

<sup>28</sup> Zit. nach ebd., S. 356.

Deutschland“, wie Immanuel Kant Lambert bezeichnete,<sup>29</sup> lässt darauf schließen, dass sich Skórzewska selbst an der Bearbeitung des mathematischen Problems beteiligte und nach einer Lösung suchte, die ihrer Denkrichtung entsprach oder die Richtigkeit ihrer Berechnung bestätigte. Ferner musste sie die Sachdienlichkeit der von den Berliner Gelehrten bei ihr eingereichten Resultate beurteilen können, da erfolgreiche Lösungsansätze von ihr bestens honoriert wurden. Die polnische Gräfin wusste also nicht nur wissenschaftliche Debatten im aufgeklärten Berlin anzuregen, sondern galt auch als ein geachtetes und einflussreiches Mitglied dieser durch Männer beherrschten Wissenschaftslandschaft.

Entsprechend der Einstellung ihrer Zeit sah Skórzewska in der Gelehrsamkeit einen Weg, den Verstand zu schärfen und den Willen des Menschen zu stärken; das Studium galt ihr aber auch als Mittel, die eigene Glückseligkeit zu erhöhen. Allerdings wurden die gängigen Einwände, dass Frauen weniger Verstand besäßen als Männer, auch am friderizianischen Hof kaum in Frage gestellt.<sup>30</sup> Für den Privatsekretär und königlichen ‚Vorleser‘ Henri de Catt beispielsweise überschritt Skórzewska die ihr vermeintlich durch ihr Geschlecht gesetzten Grenzen. ‚Gutmütig‘ legte er ihr nahe, ihre geistigen Kräfte mehr in weltliche als in mathematische Studien zu investieren und sich lieber der geselligen Erholung als der wissenschaftlichen Selbstbildung zu widmen.<sup>31</sup> Dieser Aufforderung folgte Skórzewska in ihrem kurzen Leben aber nicht. Mit knapp 32 Jahren erlag sie im November 1773 der Schwindsucht. Da sie in Berlin verstarb, berichteten die *Berlinischen Nachrichten* vom 27. November eingehend über ihren Tod, wobei der Berichterstattung ein markanter Fehler unterlief: Fälschlicherweise wurde darin behauptet, in Anbetracht ihrer Kenntnisse sei Skórzewska in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden.<sup>32</sup> Was der ehrgeizigen Gräfin zu Lebzeiten verwehrt war, wurde ihr nun – wenn auch irrtümlich – posthum zugeschrieben.

## Bildung aus Prestige

Im Gegensatz zu Marianna Skórzewska, die ihre Bildungsdefizite früh erkannte und mit hohen Ansprüchen an sich selbst zu beheben versuchte, kann man Fürstin Izabela Czartoryska geb. Flemming als eine verzögerte Autodidaktin charakterisieren. Als sie 1761 mit 15 Jahren Adam Czartoryski, einen der reichsten Fürsten Polens, heiratete, galt sie in der polnischen Hofgesellschaft als „ein durchschnittliches, provinzielles und unauffälliges Fräulein, das man häufig auf den polnischen Magnatenhöfen an-

---

<sup>29</sup> Immanuel Kant an Johann Heinrich Lambert. 31.12.1765. In: Kant's gesammelte Schriften. Hg. v. der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 10. Berlin 1900, S. 59.

<sup>30</sup> Vgl. Becker-Cantarino, Der lange Weg zur Mündigkeit (wie Anm. 4), S. 188f.

<sup>31</sup> Vgl. Skalkowski, Hr. Skórzewska a dwór Fryderyka II. (wie Anm. 25), S. 21.

<sup>32</sup> Vgl. Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 27.11.1773.

treffen konnte.“<sup>33</sup> Mit ihrem weltgewandten, wissenschaftsinteressierten und acht Jahre älteren Ehemann hatte Izabela Czartoryska zunächst wenig gemeinsam und am allerwenigsten interessierte sie sich für sein Bemühen, die intellektuelle Elite Europas kennenzulernen. Die ersten Auslandsreisen, die sie mit ihm unternahm, und die Begegnungen, die er ihr dabei ermöglichte, scheinen keine nennenswerte Auswirkung auf sie gehabt zu haben. Eher gelangweilt als neugierig hörte Izabela den Gesprächen ihres Mannes mit Madame Geoffrin oder Jean-Jacques Rousseau zu. In ihren später verfassten Tagebüchern berichtet sie selbst darüber, wie sehr sie diese Treffen intellektuell überforderten.<sup>34</sup> Nicht minder desinteressiert reagierte Izabela Czartoryska auch auf die politischen Aktivitäten ihres Ehemannes, dessen Familie eine einflussreiche Stellung in Polen besaß. Nachdem es aber der Familie Czartoryski 1764 gelungen war, mit Hilfe Russlands den eigenen Neffen Stanisław August Poniatowski zum polnischen König zu erheben, lässt sich in Izabelas Lebenseinstellung eine große Metamorphose beobachten. Als Geliebte des neu gewählten Königs und Mitglied der Hoffamilie ließ sie keine Gelegenheit aus, um sich als eine aufgeklärte Fürstin zu präsentieren, weil das Prestige eines Fürstenhauses stieg, wenn es als aufgeklärt galt.<sup>35</sup> Durch intensive Lektüre und intellektuelle Diskussionen vergrößerte sie ihre Kenntnisse auf den verschiedensten Wissensgebieten und verbesserte ihre Allgemeinbildung. Ein besonders starkes Interesse zeigte Izabela Czartoryska an der Gartenarchitektur. Dabei scheint es eher unwahrscheinlich, dass diese Schwerpunktsetzung allein aus der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts populären Natureuphorie resultierte, die der Zeitgenosse Christian Hirschfeld mit seiner Gartentheorie beförderte und die den Garten als einen Ort der konzentrierten Natur interpretierte, der vor allem Empfindungen auslösen sollte.<sup>36</sup> Eine fürstliche Gartenanlage hatte traditionell eine repräsentative Funktion und symbolisierte Prestige, Reichtum und politischen Einfluss. Um ihre defizitäre Bildung zu vervollständigen, unternahm Czartoryska mehrere Reisen.<sup>37</sup> Einer großen Auslandsreise im Jahr 1768 folgten zwischen 1772 und 1774 mehrere Aufenthalte in Berlin, Paris und London, wo sie sich intensiv mit Literatur, Kunst und Gartenkunst beschäftigte. Nach ihrer

<sup>33</sup> Zbigniew Kuchowicz: *Wizerunki niepospolitych niewiast staropolskich XVI–XVIII wieku* [Bildnisse ungewöhnlicher Frauen aus Polen-Litauen im 16.–18. Jh.]. Łódź 1974, S. 379.

<sup>34</sup> Vgl. Izabela Czartoryska: *Mémoires et Écrits divers princesse générale*. In: Archiwum Biblioteki Czartoryskich Kraków [Archiv der Czartoryskis Bibliothek Krakau], 6067, S. 59–63. Vgl. ausführlich darüber: Agnieszka Pufelska: Polen. In: Iwan-Michelangelo D'Aprile, Stefanie Stockhorst (Hg.): *Rousseau – Schlüsselkategorien der Moderne*. Berlin 2013, S. 241–249.

<sup>35</sup> Vgl. dazu Alina Aleksandrowicz: *Izabela Czartoryska: polskość i europejskość* [Izabela Czartoryska: Polentum und Europäizität]. Lublin 1998.

<sup>36</sup> Mehr darüber in: Ina Mittelstädt: Der Landschaftsgarten als Herrschaftsraum. Aufklärung und staatliche Ordnung in Wörlitz. In: Anna Ananieva, Alexander Bauer, Daniel Leis, Bettina Morlang-Schardon, Kristina Steyer (Hg.): *Räume der Macht. Metamorphosen von Stadt und Garten im Europa der Frühen Neuzeit*. Bielefeld 2013, S. 251–279.

<sup>37</sup> Zur Bedeutung des Reisens als Bildungspraxis in der Aufklärung vgl. auch den Beitrag von Liisa-Helena Lumberg in dieser Themenausgabe.

Rückkehr widmete sie sich der Gestaltung ihres Landsitzes Powązki nördlich von Warschau. Nach Karin Schulze gehörte Powązki zu den ersten frühen Landschaftsgärten in Polen, die sich noch eher am französischen *jardin anglais* des Rokoko orientierten. Die Anlage war mit kleinteiliger Staffagearchitektur wie den Ruinen eines Amphitheaters, einem römischen Triumphbogen sowie ländlich-idyllischen Gebäuden ausgestattet, hob sich aber offensichtlich in der zeitgenössischen Wahrnehmung bereits von anderen Gärten durch seine ‚Natürlichkeit‘ ab.<sup>38</sup> Europaweit galt nun Czartoryska als äußerst begabte Gründerin und Architektin von Parklandschaften. Ihre geschmackliche Leitung fand auch in Berlin große Anerkennung. Während eines Aufenthaltes in der preußischen Hauptstadt wurde sie als Ehrenmitglied in die Königlich-Preußische Akademie der Künste und Mechanischen Wissenschaften aufgenommen.

1786 verlegten die Czartoryskis ihren ständigen Wohnsitz aus Warschau nach Puławy, einer barocken Schlossanlage, die knapp 120 km südöstlich von Warschau am Ufer der Weichsel liegt. Als bald entwickelte sich ihr fürstlicher Hof in Puławy zu einem Zentrum literarischen und künstlerischen Schaffens, dem insbesondere nach der Auflösung der polnischen Staatlichkeit eine bedeutende Rolle im Streben nach Erhaltung und Pflege der polnischen Kultur zukam. Bei der landschaftlichen Umgestaltung und Erweiterung der ursprünglich barocken Gartenanlagen von Puławy war Izabela Czartoryska daher bemüht, ihre Begeisterung für den englischen Landschaftsgarten mit einer patriotischen Ausrichtung in Einklang zu bringen. Diese Ausrichtung lag auch deshalb nahe, weil nach dem Tod des kinderlosen und abgesetzten polnischen Königs und der Besetzung Warschaus durch Preußen der Hof der Czartoryskis zu einem inoffiziellen Regierungssitz avancierte. Obwohl es nicht dokumentiert ist, bleibt nicht ausgeschlossen, dass Izabela Czartoryska ihre Familie als direkte Erben der königlichen Würde betrachtete. Die Dimension und Ausrichtung der Umbauten in der 1794 teilweise zerstörten Schlossanlage in Puławy könnten jedenfalls als Beleg dafür dienen.<sup>39</sup> In dem neu strukturierten und mit verschiedenen Parkarchitekturen, Denkmälern, Gedenksteinen und Skulpturen ausgestatteten englischen Park ließ Czartoryska ein Gebäude in antikem Stil errichten, den *Tempel der Sybille*, der als das erste polnische Nationalmuseum gilt.<sup>40</sup> Angesichts der verlorenen Hoffnung auf einen Fortbestand Polens als unabhängiger Staat trug Czartoryska hier unter

---

<sup>38</sup> Vgl. Katrin Schulze: Oh, du süßes Land Arkadia, süßer für mich als jedes andere. Wegbereiterinnen des Landschaftsgartens in Polen. München 2013. URL: <http://galerien.stralsunder-akademie.de/2013/schriften/Wegbereiterinnen-Landschaftsgarten-Polen.pdf> (23.03.2020), S. 7. Diese ‚Natürlichkeit‘ betonte auch schon Hirschfeld in seiner viel gelesenen *Theorie der Gartenkunst*, in der er schrieb, die Schöpferin Powązkis „nutzte die Natur, und verdarb nichts von ihren sich darreichenden Producten durch übelangebrachte Künsteleyen“. Christian Cay Lorenz Hirschfeld: *Theorie der Gartenkunst*. Bd. 5. Leipzig 1785, S. 308.

<sup>39</sup> Vgl. Pufelska, Der bessere Nachbar? (wie Anm. 16), S. 274–276.

<sup>40</sup> Vgl. Alina Aleksandrowicz: Z problematyki nowego wieku (Wokół Świątyni Sybilli) [Aus der Problemstellung des neuen Jahrhunderts (Tempel der Sybille)]. In: Wiek Oświecenia 16 (2000), S. 9–32.

dem am Eingang angebrachten Motto „Die Vergangenheit der Zukunft“ eine Sammlung nationaler Reliquien von zweifelhafter Echtheit zusammen.<sup>41</sup> Die Besichtigung dieser Sammlung avancierte zu einer nostalgisch-patriotischen Pilgerfahrt, die auch eine mobilisierende Funktion im Hinblick auf die erhoffte bessere Zukunft Polens hatte. Das in unmittelbarer Nähe gelegene *Gotische Haus*, 1809 als eine der ersten neugotischen Parkarchitekturen Polens erbaut, war hingegen der Kulturgeschichte verschiedener Länder gewidmet.<sup>42</sup>

Diese enge Verbindung von patriotischer und ästhetischer Gesinnung betonte Czartoryska auch in ihrem schriftstellerischen Werk. In ihrem Buch *Verschiedene Gedanken über die Art und Weise, Gärten anzulegen* von 1804 machte sie nicht nur Vorschläge zur Gartengestaltung, sondern betonte auch die Wichtigkeit des Geschichtsbewusstseins und der Verbundenheit zur Heimat Polen.



**Abb. 4:** Titelblatt der zweiten Auflage der *Verschiedenen Gedanken über die Art und Weise, Gärten anzulegen* von 1807 (Polnische Nationalbibliothek / Polona / Public Domain).

<sup>41</sup> Eine Auflistung der versammelten Artefakte findet sich in: Alina Aleksandrowicz, Artur Timofiejew (Hg.): *Opis niektórych pamiątek zachowanych w świątyni Sybilli w Puławach* [Beschreibung einiger Erinnerungsstücke aus dem Tempel der Sybille in Puawy]. Warszawa 2010.

<sup>42</sup> Vgl. Schulze, Wegbereiterinnen des Landschaftsgartens (wie Anm. 38), S. 8. Zu Czartoryskis Englandrezeption vgl. Agnieszka Pufelska: *Polish Images of British Republicanism in the Eighteenth Century*. In: Dariusz Dolański, Anna Janczys (Hg.): *Images of/from Enlightenment*. Zielona Góra 2013, S. 185–197, hier S. 192–195.

Der starke Bezug auf die polnische politische Realität ist wesentlich, wenn auch nicht allein dafür verantwortlich, dass Czartoryskas Buch nur wenig Anerkennung außerhalb Polens fand. Ihre gartenästhetischen Überlegungen wiesen ähnlich eklektischen Charakter auf wie ihre Sammlungen von nationalen Erinnerungsstücken. Bei aller gebührenden Anerkennung für Izabela Czartoryskas Leistungen lässt sich nicht übersehen, dass ihr ästhetischer Geschmack, ihre Kenntnisse der Gartenkunst sowie ihr Geschichtsverständnis nicht über eine autodidaktische Wissensaneignung und -vermittlung hinausgingen. Sie besaß die Überzeugung, dass diejenigen gebildet seien, die ein immenses Maß an Wissen angehäuft hätten, und konnte nicht begreifen, dass Bildung sich alleine auf den Bezug zu ihr reduzieren lässt.

## Die Sonderstellung der weiblichen Bildung

Sicherlich war der Bildungsweg und Wissenzugang von Aristokratinnen durch ihre (hoch)adlige Herkunft geprägt. Auch ohne besondere Bildungsambitionen besaßen sie einen privilegierten Zugang zu informellen Wissenschaftsinstitutionen wie Salons, geselligen (Lese-)Zirkeln, wissenschaftlichen Vorführungen und Lesungen sowie zu kleineren privaten Akademien. Im Gegensatz zu den meisten Frauen aus niedrigeren Schichten bot sich ihnen die Möglichkeit zur wissenschaftlichen und intellektuellen Teilhabe. Allerdings muss man dabei die eingesetzten Entwicklungen im Wissenverständnis berücksichtigen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts schritt die Institutionalisierung und Professionalisierung der Wissenschaften fort, was eine unbekümmerte Teilhabe am wissenschaftlichen und intellektuellen Leben zunehmend erschwerte. Gerade bildungshungrige Frauen – unabhängig von ihrer sozialen Herkunft – stellte dieser neue Anspruch vor große Herausforderungen. Wollten sie umfassend gebildet und informiert sein, mussten sie sich auf ein konkretes Fachgebiet konzentrieren und ihr darauf bezogenes Fachwissen stets erweitern. Diese umfassende Weiterbildung konnte nur autodidaktisch betrieben werden, weil Frauen der Zugang zu den offiziellen Bildungsinstitutionen verwehrt blieb. Im festen Gefüge der patriarchalischen Gesellschaft mussten sie ihre Kompetenzen immer wieder nachweisen, weil ihnen institutionelle Anerkennung und akademische Titel fehlten. Soweit es ihnen möglich war, versuchten sie sich über die formalen Hindernisse hinwegzusetzen und durch intensive Selbstbildung am akademischen Leben teilzuhaben.

Auch wenn der Ausschluss von Frauen aus den wichtigsten Bildungsinstitutionen wie Akademien, Lateinschulen und Universitäten prinzipiell weiterbestand, ihre Zulassung nicht einmal diskutabel war, so bestand doch durch die Vermittlung des Lesens und Schreibens die Möglichkeit zur Selbstbildung in der Familie oder im Alleingang. Um die Geschichte der Frauenbildung zu rekonstruieren, muss man daher den Blick von institutioneller Bildungsgeschichte abwenden und eine andere Perspektive einnehmen. „Nicht die Institutionen sind hier von Interesse“, hebt Frauke Böttcher hervor, „vielmehr ist die Geschichte der weiblichen Bildung mit der Geschichte der informellen und nichtinstitutionalisierten Lehr- und Lernprozesse ver-

bunden.“<sup>43</sup> Zu analysieren wären vermehrt die gesellschaftlichen Mechanismen und Zusammenhänge, die angesichts der geschlechterspezifischen Rollenzuweisung das Bewältigen von institutioneller Ausgrenzung ermöglichten und den Zugang zum Wissen beförderten. Während das Recht auf Bildung für bürgerliche oder adlige Männer als Selbstverständlichkeit anerkannt wurde, wurde die Erziehung von Mädchen und Frauen zumeist von äußeren Faktoren beeinflusst. Weibliche Existenz bedeutete ein Dasein für Andere. Die moralischen Ansprüche und die Weiblichkeitvorstellungen einer uneingeschränkt patriarchalischen Gesellschaft gaben den Möglichkeitsraum ab, in dem sich weibliche Bildung bewegen konnte. Eine Auseinandersetzung mit der Selbstbildung von Frauen setzt daher einen inhaltlichen und theoretischen Ansatz voraus, der die Leistungen der weiblichen Mündigkeit betont und die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse kritisch beleuchtet.

Die kritische Erforschung der Wissensaneignung von Frauen gestaltet sich allerdings sehr schwierig, weil sich die weiblichen Bildungswege in der Frühen Neuzeit schwer standardisieren lassen. Im Gegensatz zu den Männern waren sie zu keinem Berufsfeld zugelassen, sei es im Handel oder Handwerk, sei es im Militärwesen oder in der Politik. Wenn sie dann über die ihnen zugewiesene Rolle als Ehefrau und Mutter weit hinausgingen und sich bilden wollten, mussten sie häufig andere Lebensumstände überwinden als Männer. Die vielfältigen Anleihen der Frauenbildung bei der Männerbildung greifen daher zu kurz. Bis ins 20. Jahrhundert hinein verfügten Frauen so gut wie über keine Voraussetzung zu einer außerhäuslichen Laufbahn. Dabei galt es, innerhalb des von der patriarchalischen Gesellschaft für eine Frau Erlaubten zu bleiben, ja sogar in diesen engen Grenzen den Ruf der gebildeten Frau zu genießen. Alleine aus diesem Grund ist es notwendig, den Bildungsbegriff nicht nur sozial, sondern auch geschlechtsspezifisch zu differenzieren. Dies könnte dabei helfen, der in der Bildungsforschung etablierten pauschalisierten Vorstellung der intellektuellen und wissenschaftlichen Nicht-Bildung von Frauen zu entkommen und auf die Heterogenität der Bildungswege in der Zeit der Aufklärung hinzuweisen.

---

<sup>43</sup> Böttcher, Das mathematische und naturphilosophische Lernen und Arbeiten (wie Anm. 11), S. 14.

